

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Gynäologie, oder über Jungfrauschaft, Beischlaf, Ehe, Liebe, Schönheit und Anmuth**

Weiberlist und Weiberrache - Ein Seitenstück zum Adel der Weiblichkeit ;  
Mit Kupfer

**Flittner, Christian Gottfried**

**Berlin, 1802**

Klagen eines unglücklichen Ehemanns

[urn:nbn:de:bsz:31-144565](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-144565)

gemach der Madame geführt. — Den weis-  
tern Erfolg dieses Romans, worüber die nä-  
here Berichte fehlen — werden sich die Leser  
selbst zu ergänzen belieben.

Klagen eines unglücklichen Ehemanns.

Mein Vater war vierzig Jahre Landpre-  
diger an dem Orte, wo ich es jetzt bin, und  
bejaht, wie ich eine der einträglichsten Land-  
pfarren. Einträglich ist sie besonders durch  
den Pfarracker; der Boden ist nicht der beste  
aber auch nicht der schlechteste, und durch  
meines Vaters ökonomische Kenntnisse und  
durch sein beständiges Streben, sie anzuwen-  
den, brachte er es so weit, auch vor solchen  
Nachbarn, die an sich bessern Boden besaßen,  
bessere Erndten zu haben. Sein Viehstand  
war der schönste, sein Hünerhof der bevöl-

kerste und seine Fischteiche waren immer wohl besetzt. Er aß gern einen guten Bissen, aber er konnte es auch, denn er gewann ja fast alles durch seine eigene Industrie:

Meine Mutter hatte das Lob eine sehr gute Köchin zu seyn und die herzlichste Liebe, mit welcher sie immer meinem gutem Vater zugehan war, machte sie dazu. Sie verstand sich darauf, Verdienste zu erkennen und zu schätzen und bei einem solchen Weibe belohnt sich schon der Mühe, Verdienste zu haben. Kein König wird so herzlich bedient, als mein guter Vater, denn eheliche und kindliche Liebe bediente ihn.

Meine Schwestern raffirten schon früh, nach dem Beispiele ihrer Mutter, auszuspähen, was ihm wohl Vergnügen machen möchte, und wenn Küchenrathschläge



gehalten wurden, so war nicht sowohl die Rede davon, was vorräthig und am bequemsten zubereitet sey, als vielmehr was der Vater gern aß. Kam er ermüdet heim, so lag sein Nachtzeug bereit und alle Hände wetteiferten, ihm Bequemlichkeit zu verschaffen. Kleidete er sich an, so ward jedes Kleidungsstück gemustert, ausgekehrt und zurechtgezogen, denn alle wußten, daß er sehr auf sauberes Wesen hielt, und gern gut angezogen war.

Wir Knaben, von denen ich der jüngste bin, wollten uns nicht übertreffen lassen; auch wir sannan früh darauf häusliche Glückseligkeit zu vermehren. Unser Dohnenstrich lieferte im Herbste Kramtsvögel, unser Angel im Sommer manches Gericht Fische, und da ein jeder sein eignes Gärtchen hatte, so ge-



lang es uns bisweilen, ein Gericht Salat, junge Erbsen oder Mondradiesen früher zu liefern, als der große Garten; oder wir über- raschten unsere Aeltern mit einer Schüssel wilder Erdbeeren, wenn man sie noch gar nicht erwartete.

Kurz, wir machten eine sehr glückliche Familie aus, und waren dafür bekannt. Gute Leute besuchten uns gern, und sie kamen uns nie ungelegen, denn um Fremde war in der Haushaltung nichts abgeändert. Dagegen überliefen uns schlechte Leute desto weniger, weil einem schlechten Menschen bei meinen graden Vater, der alle Dinge gern bei seinen wahren Namen nannte, gar nicht wohl war. Am übelsten befanden sich bei ihm die Modepuppen; reinlich und auch zier-

lich sey das Weib gekleidet, pflegte er zu sagen, nur nicht geckenhaft.

Unsere weibliche Hausgenossenschaft war in der That mit Geschmack gekleidet, aber äußerst einfach. Meine Schwestern gefielen allgemein, ob sie gleich nicht nach der Mode sondern gefällig und sehr reinlich angezogen waren; sie gefielen, weil sie von Gesundheit schön waren und fein von allem mitsprechen konnten. In den Feierstunden ward häufig gelesen, was aber gelesen ward, wählte mein Vater, der alle Bücher zuerst las, und sie dann meiner Mutter zu lesen gab. Fand das Buch beider Beifall nicht, so kam es an kein Kind; fand es aber Beifall, so ward es nicht blos allgemein gelesen, sondern auch bei Tische darüber gesprochen, und nun war der Inhalt auch behalten und benutzt. So waren z. B.



neben den Studium der Naturgeschichte, der Benutzung und Veredlung der vornehmsten Produkte, Reisebeschreibungen ein gängiger Artikel in unserm Kreise; spielend lernten wir durch sie Geographie, Menschen und Sitten kennen, darüber urtheilen und das Gute unserer Lage schätzen und lieben. Gedichte und Schauspiele kamen wenig über unsere Schwelle, und von Romanen nur Richardsons Clarisse und Grandison.

Ein ganz geschickter Kandidat war unser Hauslehrer, aber die Erziehung behielten sich unsere Aeltern selbst vor. Gern waren geschickte und wißbegierige Kandidaten bei uns, weil mein Vater nicht blos ein Gelehrter, sondern auch ein praktischer aufgeklärter Mann war, eine auserlesene Bibliothek besaß, und als Kanzelredner viel galt.



In diesem Paradiese lebte ich bis zum vierzehnten Jahre; aber nun mußte ich in die Stadt. Vor allem ländlichen Koste, pflegte mein Vater zu sagen, kann ich die Jungen doch nicht schützen, sie müssen abgerieben werden, und es lernt sich auch besser, wo sie Aufmunterung finden, und zum Nacheifern angereizt werden. Mein Vater war mit meine Fortschritte auf dem Gymnasium zufrieden, aber nicht mit meinem Verlangen, früh auf die Universität zu gehen. Er hielt viel auf alte und neuere Sprachen und ließ mich auch Musik lernen, welche nach seiner Meinung für einen Prediger unentbehrlich sey. An beschäftigungen fehlte mir's also nicht, bis nach zurückgelegten 22 Jahre, wo ich mit dem ausdrücklichen Bedeuten nach der Uniz vertritt geschickt wurde, daß ich höchstens

zwei Jahr da bleiben sollte. So gern ich auch noch eine Zeitlang mich dort aufgehalten, so unabänderlich war der Beschluß meines Vaters, und ich durfte auch nicht einen Monat über die bestimmte Zeit länger bleiben.

Nun war ich wieder zu Hause, aber ich hatte keinen rechten Sinn mehr für unsere häusliche Glückseligkeit; auch war's nicht mehr wie ehemals. Meine Geschwister waren sämtlich weg, und versorgt, und meinen Vater hielt ich für grämlich. Er widersprach gern, ohne Widerspruch vertragen zu können, und da ich mich denn doch auch für einen Menschen hielt, der was wußte, und vom Neuen mehr, als er; so vertheidigte ich vielleicht nicht immer meine Meinung mit derjenigen Unterwürfigkeit, die er verlangte. Er glaubte mich immer noch gängehn zu müs-



fen, und ich glaubte den Gängelbände erwachsen zu seyn. Hintennach sah ich freilich wohl ein, daß er öfterer Recht hatte, als ich, aber damals schrieb ich seine Discrepanzen blos auf sein grämliches Alter, und achtete, wie alle junge Windbeutel, mehr auf meine Akerweisheit, als auf die Erfahrung des Alters. Mein Vater predigte z. B. täglich von der Glückseligkeit vor, die sich ein weiser, genügsamer Landprediger, der zu leben hat, verschaffen kann; ich aber hielt mich in meiner jugendlichen Selbstschätzung für das platte Land, und den mir verächtlich gewordenen Bauer zu gut, und zog das Stadtleben unendlich vor, wo man, meiner damaligen Meinung nach, meine Gaben und Geschicklichkeit am besten zu schätzen verstände. Mein Vater hatte ein junges, allerküßtes, ländlich



anschuldiges Mädchen, das mit uns verwandt war, zu sich genommen, und meine Mutter hatte Lischen so ganz nach ihrer Hand gezogen. Lischen war ein anspruchloses, verständiges Mädchen, ganz so, wie meine Eltern sie sich zogen; aber sie hatte keine Stadtmannieren, nicht den feinen, schäfernden, nichts sagenden Ton, und sprach mehr die Büchersprachen, als den faden Jargon der Stadtdämchen. Mir kam's vor als habe sie mein Vater für mich gewählt und erzogen, wenigstens paßte immer das Bild, das mein Vater von einer Frau entwarf, mit der ein Landprediger glücklich seyn müßte, auf Lischen, ob es gleich auch auf meine Mutter und meine Schwestern, die mit Landpredigern verheirathet waren, paßte, welches ich aber damals nicht einzusehen für gut fand. Es kam

mir auch oft vor, als ginge mein Vater damit um, mich als Adjunctus sich beiseßen zu lassen, ich aber sahe das für eine meiner Freiheit gefährliche Schlinge an, und bezeigte meine Abneigung, so oft sich Anlaß dazu fand, und achtete nicht darauf, daß ich meinem guten Vater wehe that.

Die Sache hieng eigentlich so zusammen. Ich ging wenigstens die Woche einmal in die Stadt, um mich mit meinen Schul- und Universitäts Freunden für die Langeweile zu entschädigen, die ich auf dem Lande hatte, und gewöhnlich besuchte ich dann auch das Konzert. Man hielt mich für einen guten Flötenspieler, man klatschte mir Beifall, und ich war eitel genug, mir alle Mühe zu geben, mich dieses Beifalls immer würdiger zu machen, selbst mit Zurücksetzung nöthiger



Studien. Ich sang nicht schlecht, und das feine Stadtpublikum erzeigte mir oft die mich reizende Ehre, mich zum Singen aufzufordern. Ein gewisses Duet zweier Verliebten, ward damals oft verlangt; auch ich sang es mit einem Mädchen, das meinen Augen wohl gefiel. Wir sangen beide mit Empfindung; ich mit immer wachsender Liebe, und mein Mädchen schien mir dasselbe zu thun, das Publikum hielt für Kunst, was doch nur Natur war, und konnte nicht müde werden, uns zu applaudiren. Meine Geliebte war die Tochter eines bürgerlichen Geheimraths, aus einem Hause, wo es vornehm herging, wo man mit dem Adel wetteiferte, und der Geheimrath galt für sehr reich. Sein Sohn war mein Universitätsfreund; ich hatte ihn aber vernachlässigt, weil er mir zu vornehm



that; jetzt aber spann ich den Faden unserer Bekanntschaft wieder an, um mit meiner Göttinn doch wenigstens bisweilen unter einem Dache zu seyn. Ich ward besser aufgenommen, als mich's meine Schüchternheit hatte erwarten lassen; es war mir gar nicht schwer, meine Anbetete zu sehen, und ehe 14 Tage vergingen, hatten wir uns ewige Liebe geschworen. Ich hatte Ursache meine Schwäche vor meinem Vater zu verbergen, und meine Louise gab dasselbe vor; wir waren also sehr geheim, und um desto glücklicher, wenigstens ich. Keiner meiner Freunde argwöhnte meine Liebe, und doch glaubte ich immer, daß sie mir jeder von der Stirn her abblasen könne. Kam also einmal das Gespräch auf meine Louise, und sprach man von ihrer Tugend zweideutig, so sah ich das als eine

Neckerei an, durch welche man mir mein Geheimniß entreißen wolte, und ich hütete mich sehr, mein Mädchen zu vertheidigen, noch mehr aber, an das zu glauben, was ich für boshafte Verläumdung hielt. Der Concertmeister war nun schon mein Freund geworden, ich war oft bei ihm, auch besuchte er mich fleißig auf dem Lande. Ich liebte ihn, weil er jede Gelegenheit benutzte, von meinem Mädchen, als von einem Engel zu sprechen; er kannte sie schon lange, sie war seine Schülerin, und wir Verliebte machten ihn bald zu unsern Vertrauten. In seinem Hause trafen wir uns, er besorgte unsere Briefe, und unterließ nichts, unsere Liebe in Gluth zu erhalten. Er hatte mir z. B. Gott weis, wie? abgemerkt, das ich das Geld ein wenig liebte, Aufwand machen möchte, und mich gern an



Vornehmere andrängte. Nach seinen Versicherungen konnte ich wenigstens auf 20,000 Rthl. Brautschatz rechnen, ohne was sonst noch erfolgen könnte, und daß der Geheimerath sich habe entfallen lassen, daß ich verdiene Generalsuperintendent zu werden, wenn der alte abfahren sollte, der wahrscheinlich nicht lange mehr zu leben habe, und daß der Herr Geheimerath gern dazu all' sein Ansehen verwenden wolle, war eben kein Wink, der mich zurückschreckte.

Inzwischen war mein Vater mir auf die Fährte gekommen, und der mich ihm verrathen hatte, mochte meine angebetete besser kennen. Nach meines Vaters deutlicher Schilderung war mein Louischen „ein Nickel, sie habe bereits das ganze Corps der Subalternofficiers der Garnison durchgeliebt, bereits

reits mit 16 Jahren in Wochen gelegen, und laufe noch diese Stunde mit einem Lieutenant; sie habe ihre Kellern zum öftern bestohlen, um ihren hungrigen Buhlen das Geld aufzuhängen, und ihr jeziger Buhle lebe von ihren Diebesgriffen. Ihr Vater sey ein Bauernschinder, habe zwar vieles erpreßt, aber noch mehr verschwendet, und wenn ich Reichthum bei ihm suche, würde ich Schulden und Schande fangen. Das Töchterchen, vornehm erzogen, verstände von Hauswesen nichts, und wenn ich mit ihm ein geschändeter Bettler werden wollte, so möchte ich es auf meine Gefahr thun.“

Was mir seine Nachricht verdächtig machte, war die Paralele, die er zwischen meinen Louischen und seinem Lischen zog; ich glaubte einen Man durchscheinen zu sehen, der



mir verhaßt war, und nun hielt ich, (Gott verzeihe mir!) meines Vaters Geschichtserzählung für eine hämische Erfindung. Sie war mir auch deshalb unglaublich, weil mein Vater wissen wollte, daß der Geheimerath alles anwende mich zum Schanddeckel für seine nicht zu ländigende Tochter zu lapern, und doch hielt mich der Vater meines Mädchens in gehöriger Entfernung, auf keinen Schritt konnte ich mich besinnen, der als Annäherung ausgehen hätte. Der Bruder meiner Schönen hätte mir eher verdächtig seyn können, denn er begünstigte offenbar meine Liebe; aber waren wir nicht Untveritätsfreunde? Und wie war's auch nur wahrscheinlich, daß der Geheimerath einen jungen Menschen für seine Tochter suchen sollte, der ohne Brod, ohne Vermögen war?

denn mein Erbtheil war verzehrt. Zwar fanden meine Kanzelgaben den schmeichelhaftesten Beifall; die Herren des Consistorii hatten einmüthig versichert, daß ihnen noch kein Kandidat beim Examen so völlig genug gethan hätte, als ich; auch hatte ich eine kleine Schrift drucken lassen, die kein Recensent getadelt, und einige so gar erbärmlich gelobhudelt hatten. Allein Louischen hatte, wie sie mir selbst gestand, und der Concertmeister bezeugte, ganz andere Anträge abgewiesen, und ward noch täglich mit neuen Anträgen behelligt, die aller Ehren werth waren; aber sie liebte nur mich. Von dieser Seite mußte die Verleumdung herkommen, wie der Concertmeister glaubte, und mir's nun auch wahrlich ward, denn verachtete Liebe soll oft zu allem fähig seyn. Alle meine Freunde fand ich



auf dem Register meiner Nebenbuhler; kein Wunder also, daß ich es schön bleiben ließ, mich bei ihnen nach der Wahrheit oder Falschheit des Gerüchts zu erkundigen.

Indessen ward mein Vater von Tage zu Tage kälter gegen mich, meine Mutter winselte jämmerlich über mein Verstocktseyn, wie sie es nannte, und Lischen die mich mehr liebte, als mir's lieb war, härmte sich sichtbar ab. Durch meine Verbindungen in der Stadt, ward ich zu Ausgaben verleitet, die ich auf die Dauer um desto weniger bestreiten konnte, da meine Aeltern aufhörten mir Taschengeld zu geben, das in bessern Zeiten doch meinen jezigen Bedürfnissen nicht entsprochen hätte. Der Konzertmeister mochte meine Verlegenheit gemerkt haben; er bot mir seinenbeutel an, und ich fand mich oft

gezwungen, Gebrauch davon zu machen. Ein unbesonnener Verliebte ist keines Nachdenkens fähig, und ein Verschwender eben so wenig, sonst hätte mir auffallen müssen, woher mein Freund, der dafür bekannt war, selbst nicht auskommen zu können, das Geld nehme, das er mir darlieh! Ich ward ihm bald 500 Thlr. schuldig; und als ich mich eines Tages aus eben nicht so ganz ungegründeter Eifersucht mit meinen Liebchen überwarf, und im Begriffe stand, völlig mit ihr zu brechen, ergab sich daß mein Freund das mir geliehene Geld von dem Herrn Geheimrath geborgt, und ihm meine Schuldverschreibung zur Hypothek gegeben habe. Das war freilich nicht brav; allein, es war nun einmal so, und ich vermochte es nicht zu ändern. Was mich indessen tröstete war die



Versicherung des Herrn Geheimraths: das er für einen Mann von meinen Verdiensten immer Kredit habe, und nicht ermangeln würde, für meine baldige Beförderung zu sorgen. Louischen umspann mich bald wieder so ganz, daß ich ihre Untreue auch nicht mehr geglaubt hätte, hätte ich sie auch mit Augen gesehen.

Um von meinem Vater, den ich für einen unerträglichen Gönzler hielt, unabhängig, und meinem Mädchen nahe zu seyn, nahm ich in der Stadt, bei einem Edelmann die Stelle eines Hauslehrers an. Ich befand mich hier bald so übel, als es ein freier Mann nur immer seyn kann, über den sich ein adelstolzes Weib anmaßt, als über einen Diensthöthen zu herrschen. Man hatte eben in Frankreich den Adel zernichtet; bei ver-

nünftigen und würdigen Edelleuten, gab diese Ereigniß Stoff zum Nachdenken, und zu desto größerer Humanität; zu diesen Vernünftigen gehörte indessen meine gnädige Frau Prinzessin nicht. Statt uns zu lösen feindete sie nun alle Bürgerliche um, desto mehr, als als wären wir Hofentose aus Frankreich, und Mitverschworne, die auch in Deutschland aufräumen wollte, und die man desto stärker untertauchen müsse. Ich stand im Begriffe dies Haus zu verlassen, wo die Menschheit im Bürgerlichen gemishandelt ward, als ich die Nachricht erhielt, daß mein Vater todt sey. Ich gestehe es, diese Nachricht erschütterte mich durch und durch, so weit ein Leichsinziger erschüttert werden kann, und es fiel mir schwer auf das Gewissen, ob ich nicht vielleicht der Mörder des Edten sey. Doch er



war ja, wie mir sein Arzt sagte, an einer im Kirchenspiele grassirenden Seuche gestorben; und das tröstete mich über diesen Punkt wieder. Bei meinem Freunde dem Konzertmeister, fand ich meine Louise; noch nie war sie zärtlicher gewesen, als jetzt; sie weinte mit mir; tröstete mich; und versprach mir künftig ganz mein Trost zu seyn. Heim mußte ich, ich sehnte mich hin, und doch fürchtete ich mich; daß ich meines Vaters Nachfolger in Ante zu seyn sollte gewünscht haben, fiel mir nicht ein. Und doch erfuhr ich bald, daß es der Wunsch der Gemeinde sey und dann, daß der Patron, und Freund des Geheimenraths, mich auf eine Bittschrift der Eingesehnen gewählt habe. Meine Mutter war wie zernichtet, nicht sowohl des Todes meines Vaters wegen, als weil sie nun

befürchtete eine Schwiegertochter zu bekommen, die sie verabscheute, ohne sie zu kennen. Nach allen Zerstreungen des Begräbnisses und meiner Einsetzung reiste ich nun einmal wieder in die Stadt, meine Geliebte auszuforschen: ob sie wohl vorläufig geneigt sey, mein Schickjal auf dem Lande mit mir zu theilen? Ich fürchtete in der That, daß sie, die prima donna in der Mode, dies nicht über sich vermögen würde; — aber wie angenehm erkaunte ich nicht, als sie mir be- theuerte: daß eben das stille, ruhige Land- chen, ihr höchster Wunsch sey. Sie verwies mich nun an ihre Aeltern, die sie hinreichend wollte vorbereitet haben, und diese nahmen mich mit offenen Armen als Schwiegersohn auf. In der Geschwindigkeit ward Anstalt zu einen splendiden Abendessen ge-



macht, mein Kirchenpatron und der General-  
 superintendent wurden auch eingeladen. Und  
 bei Tische ward meine Verlobung feierlich  
 bekannt gemacht. Wie im Traume war ich  
 also erklärter Bräutigam geworden, fand  
 mich so selig, und mein Glück war ein  
 Traum! Bei etwas mehr Besinnung mußte  
 ich meiner Verlobten doch sagen: daß meine  
 Mutter einige Vorurtheile wider sie habe —  
 und daß ich meine Mutter doch bei mir zu  
 behalten wünschte, da sie es wohl um mich  
 verdient hätte, ein frohes Alter bei mir zu  
 erleben, und uns auch als eine so erfahrene,  
 verständige und unverdrossene Haushälterin  
 von unmenbarem Nutzen seyn würde. Louise  
 nahm es auf sich, meine Mutter bald zu ge-  
 winnen, und es gelang ihr, mit ihren ein-  
 schmeichelnden Wesen vollkommen. Die Hoch-

zeit folgte der Verlobung bald, — und von diesen Augenblick an, bin ich unglücklich gewesen.

Der Brautſchatz beſtand in einigen Nivres, einem Amöblement, daß für mein Pfarrhaus zu prächtig war, in einem hübschen Wagen und der Zurückgabe meiner Schulſcheine. Geld, hieß es, würde mir noch immer zu ſtatten kommen, junge Anfänger müßten Haushalten lernen, — und doch hatte ich Schulden gemacht, und zum Anfange eine ſehr geringe Einnahme. Das, und noch etwas anderes, daß ich in der Brautnacht glaubte entdeckt zu haben, machten mich mißmuthig, und meine Frau drang ſo lange in mich, bis ich ihr beides entdeckte. Für das erſte verſprach ſie Sorge zu tragen; über das letzte badinirte ſie. Wirklich rückte mein



Schwiegervater mit 100 Pistolen heraus — aber sie reichten nicht, die Geschenke zu bezahlen, die ich meiner Braut gemacht hatte, und noch weniger den großen Aufwand zu bestreiten, den unsere jezige Einrichtung erforderte. Kaum 14 Tage hielt es meine Frau aus, und nun war ihr das Landleben schon verhaßt, und meine simpel, aber reinlich gekleidete Mutter, ein Dorn im Auge. Ich war zu einen entfernten Kranken gerufen, diese Zeit hatte sie benutzt, anspannen zu lassen, und nach der Stadt zu fahren, um ihre Aeltern zu besuchen. Die Pferde kamen ledig wieder, und mich ließ sie bitten, ihr in der Stadt doch Gesellschaft zu leisten. Dies konnte ich nicht, weil eben viel Amtsgeschäfte vorfielen; aber ich wollte es auch nicht, denn mich verdroß der Streich, und ich glaub-

te es sen Zeit, zu zeigen, daß auch ich allenfalls einen Willen hätte. Mein Küster merkte meinen Mismuth, und ich — daß er mehr wisse, als mir lieb war, und als ich selbst gewiß wußte, und nun fiel mir erst ein, daß er einen Sohn in der Stadt wohnen habe, der um Schritt und Tritte meiner Frau Bescheid wissen konnte, ohne daß meine Frau Argwohn haben könnte. Mein Küster mußte beichten, und Gott! wie war ich betrogen! Mein Freund, der Konzertmeister hatte für 100 Dukaten den Kuppler gemacht, die Aelttern von einer liederlichen Tochter zu befreien, die ihnen schon so vielen Kummer gemacht hatte, und ihnen mit noch größerem drohte. Noch jetzt setzte sie den verbotenen Umgang mit den hungrigen Lieutenant fort, des Küsters Sohn hat sie noch gestern Abend mit ihm



ganz spät aus einem zweideutigen Hause  
kommen gesehen. Daß sie schon vor einigen  
Jahren heimlich gebohren habe, war eine  
alte, bekannte Sache; nicht ganz so bekannt,  
aber doch auch nicht unbekannt war eine ge-  
wisse Kur, der sie sich schon ein paarmal un-  
terworfen habe. Ihre Aelttern hätten's einst  
eben so getrieben, und des Vaters Nachsicht  
und blinde Liebe gegen dies, seiner würdige  
Kind, sey zum Sprichworte geworden. Daß  
mir nach dieser Beichte alle Lust verging,  
mein unwürdiges Weib wieder zu holen,  
versteht sich, aber sie kam selbst wieder zu-  
rück. Es kam zu einiger Erklärung zwischen  
uns beiden, aber dem Geschöpfe war ich  
nicht gewachsen. Ihre Unverschämtheit glich  
ihrem Stölze, und sie durfte mirs nun schon  
sagen: daß sie einen elenden Dorfspaffen nie

würde geheyrathet haben, wenn sie nicht ihre Ursachen gehabt hätte. Und was sollte ich nun thun? mich scheiden lassen? dazu hatte ich keine genugsame Beweise — und ich hatte es mit einem Mächtigen zu thun. Und war mir Unrecht geschehen? Hatten mich meine Aeltern nicht gewarnt? Verdiente ein Gerüchte der Art nicht die strengste Nachforschung? Wäre es noch bloße Liebe gewesen, die mich verblendete! Ich ward das Opfer des Geld- und Ehrgeizes; ich konnte mich nicht beklagen, wie konnte ich Mitleiden von andern fordern?

Vom Hauswesen versteht meine Dame nichts, außer ein wenig Kochen, wenn ich vieles anschaffe, und lernen will sie die Landwirthschaft auch nicht. Ließe sie nur meiner guten Mutter noch freie Hand! Aber auch



das vermag sie nicht über sich; sie verlangt sogar, daß ich die Würdige verstoßen soll, ohne mir sagen zu können, wer sich denn des Hauswesens annehmen solle. Bin ich nicht ein geschlagener Mann?

Ach ich bin es nur gar zu sehr, mit einem an Leib und Seele ruinirten Weibe. Nicht lange nach der Hochzeit, offenbarten sich Zeichen der Epilepsie bei meiner Frau, und andere hysterische Symptomen, die mich mein ganzes Unglück ahnen ließen. Ich las darüber nach, verglich Umstände mit Umständen — und welche Entdeckung! Ich weiß nun gewiß, daß noch etwas Schreckliches mit ihr vorgegangen seyn müsse, als natürliche Unzucht. Sie darf sich nur ein wenig ärgern, so verfällt sie in Zuckungen, und wer kann sie vor Gemüthsbewegungen  
be,

bewahren, da sie den Verdruß selbst auf-  
 sucht, und nach Hader ringt? Kann ich ihr  
 ein Kind anvertrauen? (Leider haben wir  
 eins? einen Erben ihrer Krankheit) Darf ich  
 sie zum Feuer lassen? die Folgen könnten  
 schrecklich seyn. Kann ich Verstand und An-  
 terhaltung von ihr fordern? Den ersten ver-  
 krüppelt jede Erziehung, wie sie sie genoß. (Es  
 war eine Pensionserziehung bei Romanenkost  
 und dem Journal des Luxus der Moden)  
 und was diese noch übrig läßt, raste das La-  
 ster der Selbstbefleckung und Hurerei weg.

Ich habe eine weitläufige Gemeine und  
 viel Amtsarbeiten, und komme oft ganz ermü-  
 det heim. Meinen Vater entschädigte eine  
 freundliche Aufnahme, die Meinige ist Hader  
 und Klagen, bald des Weibes über die Mut-  
 ter, bald die Mutter über die Schwieger.



tochter. Meine Frau duldet nicht, daß meine Mutter mir einen Bissen Essen bereitet, und sie selbst thut's zur Unzeit, oder so, daß man's nicht genießen kann, oder wohl gar nicht. Vorstellungen, Bitten oder Ernst, nichts wirkt weiter auf sie, als das sie Zukunften belöbmt, oder mit dem Selbstmorde droht — und sie ist fähig Wort zu halten. Ich suche mich oft mit meiner Oekonomie zu beschäftigen, um mich zu zerstreuen, aber nichts gelingt, weil ich ohne Lust und zu zerstreut arbeite. Ich nehme ein Buch, um mich von dem Gedanken an mein Unglück loszureißen, aber ich lese, ohne eine ganze Zeile verstehen zu können. Ich ergreife die Feder — und was ich schreibe, sind abgebrochene Klagen, zerstückelte Gedanken. Vierzehn Tage ist jetzt mein Weib schon in der Stadt, 14 Tage schrieb

ich an diesem Aufsatze, meinem Herzen Luft zu machen; ich weiß nicht, wann ich ihn werde endigen können. O! ich bin hart, hart, sehr hart bestraft; nichts gewährt mir Trost und Entschädigung. Mein Weib war schön, war es noch dem, der es nicht kennt; aber auch mir? Aus der Modegöttin ist sie das unreinlichste Geschöpf geworden, sie sucht selbst etwas darin, sich bis zum Scheußlichwerden zu vernachlässigen. „Für wen soll ich mich pußen,“ (ist ihre Antwort, wenn ich sie bitte sich reiner anzuziehen), „für deine Bauern, für die Canaille?“ Für mich, sagte ich oft, wenn du mich noch ein wenig liebst. „Lieben?“ hat sie hundertmal geantwortet, — ich hasse dich, ich verachte dich, dich und deine Mutter — „ich hasse mich selbst, daß ich mich so wegwerfen



habe — pfui! eines Geheimeraths Tochter das Weib eines Dorfpfaffen!!!“ Zu einer andern Zeit kann sie die bitterste Neue und die zärtlichste Liebe gegen mich heucheln; aber es ist höchstens nur thierische Liebe — und die könnte anders als mich an ekeln?

Mein Unglück voll zu machen, ist Nichte Fischen in unsern Dorfe an einen jungen wohlhabenden und wohldenkenden Krämer sehr glücklich verheirathet, und macht ihren Mann so glücklich, — als sie mich gewis gemacht hätte, wenn ich Dube nur gewollt hätte. Sie führt ihre Haushaltung und Wesen, wie sie es bei meinen Aeltern gelernt hat; alles gedeiht unter ihren Händen, und was sie kocht schmeckt wohl. Sie zieht sich reinlich und nett an, nicht nach der Mode, aber mit Geschmack, nicht kostbar, aber ge-

fällig, und so findet man sie schon eine Vier-  
 stunde nach dem Aufstehen. Sie ist immer  
 guter Laune, denn sie ist gesund, immer  
 freundlich, denn sie ist nicht stolz. In ihrem  
 kleinen Hause ist alles rein, alles wie ge-  
 scheuert, nichts liegt am unrechten Orte. In  
 meinem großen Hause liegt alles durcheinander,  
 wie in einer Polsterkammer, wenigstens so weit  
 meine Frau nur reichen kann, und nach der  
 Herrschaft bildet sich das Gesinde. Nichte Lis-  
 chen trat ihren Garten in der größten Wildheit  
 an, und bildete ihn neu; der Meinige war  
 schön, ehe er mir gehörte, und jetzt verwildert  
 er, weil mein Weib sich nicht um ihn beküm-  
 mert, nie hincin kömmt, und überhaupt dasje-  
 nige gern verdorben sieht, was mir und meiner  
 Mutter Vergnügen macht. — Ich mag die Ver-  
 gleichung nicht fortsetzen, ich müßte erliegen.



Daß ich doch der einzige unglückliche Ehemann unter denen wäre, die von der jezigen Generation in N. geheurathet haben! In meinen Schuljahren waren die Töchter der Bürgerlichen von Ansehn und Vermögen noch sitzsam, und vom neuern bon ton und der Modemuth entfernt; sie lasen höchst ihren Gellert, Hagedorn, Rabener, und einige wenig Hollbergs Schauspiele, Richardsons, Pamela, Clarisa und Grandison. Die jezigen Mädchen schwelgen ohne Auswahl in Komödien, Romanen, Muselmanachen und weichtlichen Gedichten. Aber dafür waren die Mädchen in meiner Jugend keusch, religiös, sitzsam und gute Haushälterinnen, bei denen ein Mann bei gehaltenem Gute bleiben und auch noch was vor sich bringen konnte.

Seitdem ihre jüngere Schwestern in Pensionsanstalten verdorben wurden, ist es nun ganz anders, die Arbeit ekest sie an, und was von neuen Moden sie kleide ist ihr Hauptstudium. Religion und Sittsamkeit geben ihnen nur Anlaß zum Spotten, Tugend ist ein Wort, bei welchem sie lachen müssen. Kurz die Pensionsinstitute arbeiten die Mädchen den Offizieren und Hagestolzen selbst den Schülern in die Hände, und meine Frau war eine der Ersten dieser verderblichen Zucht.

Ich darf nur ihr Tagewerk zum Beschlusse noch beschreiben, um bemitleidet zu werden, wenn ichs anders noch verdiene. Des Morgens faulenzet sie im Bette bis 10 Uhr, eine Gewohnheit, die die Mutter der gangbarsten Laster ist. Dann trinkt sie Kaffee oder Chocolate, und gibt der Magd, wenns ihr gefällt, den Rü-



Chenzettel. Nun sieht sie erst ihr Kind, aber sie siehts mit Laune, bald mit Wohlgefallen, bald mit Widerwillen. Dann nimmt sie ein feines Liquör, auch wohl gemeinen Schnaps, und besucht die Küche, um Kleider und Speisen zu verderben. Des Mittags ist sie, wenn sie bei Laune ist, oder muchst, damit auch uns das Essen nicht schmecke. Um 1 Uhr liegt sie schon wieder im Bette bis 3 — 4 Uhr. Dann fällt es ihr bisweilen ein, sich ankleiden zu lassen, und mich aufzufordern, mit ihr Spazieren zu gehen oder zu fahren, oder Besuche anzunehmen. Der Rest des Tages ist der Lectüre gewidmet, mit einem Strickzeuge in der Hand; sie hat in 2 Jahr schon 3 paar Strümpfe geknüpft, und das ist im Grunde alle Arbeit, die ich ihr zu danken habe.

---